

Grossvater Aysi

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Großvater Nyfi.



n der Goldküste, mitten im Urwald, gähnte dem Wanderer die kühle, schauerliche Schlucht entgegen, vor der sich der heilige Hain Nyfi befand. Nyfi, des mächtigen Fetisches, des Göttlichen, der zornig die Sünder findet und den Gläubigen Nahrung verheißt.

Mächtig breitet der Seidenbaumwollbaum seine Äste von Eisen aus und hebt seine breiten Wurzeln aus der Erde, als wäre er ein Mann, der den breiigen Schlamm durchschreitet und seine Füße mühsam aus dem saugenden Moor zieht.

Die stahlblauen Kolibris, auf deren Brust glänzende Himmelsfunken niedergefallen, verschmähen es, dort die feuchte Luft zu zerschneiden, und die Papageien, deren lange Schwanzfedern gleich purpurnen Streifen hinter ihnen her leuchten, suchen Sonne und Licht und verachten den kalten Odem der mißgünstigen Felsen, die sich hoch hinter Nyfis Heiligtum aufbauen. —

Ein alter weißbärtiger Neger und sein Enkel näherten sich dem heiligen Hain. Vom leuchtenden Berg stiegen sie herunter und erschauerten, als sie das düstere Tal betraten, durch das sich lange blaue Schatten gleich Schlangen wanden.

Sie wollten eine Stunde lang ruhen; denn ihr Weg war mühsam und lang, und weit in der Runde hatten sie kein Obdach gefunden. Sie sahen keine menschliche Wohnung, die sie hätten betreten können und zu dem Herrn der Hütte sagen: „Laß mich ruhen im Schuß deiner Augen, denn auch in des Löwen Höhle ist Platz für die Ratte.“

Mutwillig sprang der nackte Knabe voraus. Er schlug mit seiner Gerte auf die Lianen, die sich von Baum zu Baum wanden, und jeder seiner pfeifenden Hiebe trennte eines der süßen Blumenhäupter vom Zweig. Klatschend fiel seine Hand auf die breiten Blätter des Pisang, daß sie sich spalteten, und der Pisang zersezt im Bettelgewand stand.

Ambrosi hüpfte wie ein Zicklein über die Steine, die am Wege lagen, und stieß, da das junge Blut ihn drängte, gellende Schreie aus, schrill und durchdringend, gleich dem Ruf der Gabelweihe. Darauf betrat er den geheiligten Hain Nyfis, des Schutzherren seines fernen Dorfes.

Er betrachtete den mächtigen schwarzen, moosbewachsenen Topf, in dem der Göttliche verehrt wird, und der angefüllt ist mit Regenwasser, bunten Steinen, farbigem Glas, Perlen, mit kleinen Stückchen Blech, mit Goldkörnern und zierlich geformten Gefäßen aus Ton, alles Gaben, die dem Fetisch dargebracht wurden.

Übermut leuchtete aus den schwarzen Augen Ambrosis, des Knaben. Er führte einen wilden Tanz aus um das Haus des Gottes, legte

dann beide Hände, die langen, geschmeidigen, an den Mund und schrie dem mühsam vorwärtshumpelnden Ahnen zu:

„Ich will unserm Herrn Ansi schnell guten Abend sagen!“ Ehe der Alte nahe genug war, um dem Enkel sein Gebahren verweisen zu können, stellte sich dieser mit feierlicher Gebärde vor den Topf, hob die Hände zum Himmel, schüttelte heftig seinen wollenen Krauskopf und schrie, indem er sich bis zur Erde verbeugte:

„Großvater Ansi, guten Abend!“ Dann ließ er die Arme sinken, streckte den Kopf vorwärts wie die gepanzerte Schildkröte es tut und horchte.

Es blieb alles still. Kein Blatt rührte sich. Auch die Schritte des Alten, die über den grünen Teppich der sanften Moose glitten, schwiegen und verrieten den Näherkommenden nicht, der angstvoll und ohnmächtig dem vermessenen Tun seines Enkels zusehen mußte.

„Großvater Ansi, guten Abend!“ schrie Ambrosi mit noch lauterer Stimme. Aber im Topf des Fetisches rührte sich nichts. Das schmutzige Regenwasser schillerte in allen Farben der Kolibris, und langbeinige Mücken haspelten eilig darauf herum. Ambrosi wurde zornig, daß Ansi seinen Gruß nicht erwiderte. Seine Augen glühten, und das Weiße, darin sie schwammen, schimmerte wie frische Ziegenmilch.

„Großvater Ansi, guten Abend!“ brüllte er so laut, daß der herbeieilende Alte beschwörend die Hände hob. Totenstille.

Da ergriff Ambrosi einen Ast, der in der Nähe lag, und schlug gegen den schwarzen Topf.

Die Geister des Zornes führten seine Hand, daß sie stark wurde und mächtiger als der Fetisch. Mit lautem Klirren zerbarst Großvater Ansis Haus, und langsam sickerte das geheiligte Regenwasser über die Farrenkräuter zur Erde. Es gurgelte und murmelte und sprach die Sprache des Wassers: Bram, bram, bram, bram, und wieder bram, bram, bram, bram, so lange bis kein Tropfen mehr herausrann.

Der alte hagere Jameh hatte endlich den Enkel erreicht. Entsetzen verzerrte sein fahles faltiges Gesicht, und ohnmächtige, franke Wut erfüllte ihn. Er riß sein gestreiftes Umschlagetuch vom Leibe und seine Binde vom Kopf, zerriß sie und schrie jammernd:

„Was hast du getan, du Häßlicher? Du verworfenes Sklavenkind, was hast du getan? Du zückst das Schwert wider die eigene Brust, denn wenn der Priester erfährt, was du getan hast, so sind wir verloren.“ Er streckte seine magern Arme mit den schlaffen Sehnen aus, um Ambrosi zu züchtigen.

Aber gewandt entsprang der Knabe und stellte sich hinter den mächtigen Stamm des Baumwollseidenbaumes. Dort streckte der Schlaue nur den Kopf hervor, und es zuckte in seinem verschmitzten Gesicht. Er grinste,

daß seine Lippen, die die Farbe reifer Granatäpfel trugen, sich spalteten und seine weißen Zähne wie der Schaum des Meeres glänzten.

Mit der rechten streichelte er seine linke Hand, schlenkerte sie als verjage er die Zé-zé-Fliege und sagte schlau zu dem Alten:

„Großvater Jameh, wer hat es gesehen, daß ich das Haus unseres Herrn zerbrach? Niemand. Niemand als Großvater Ansi sah es, und sein Mund ist ein Grab, und seine Zähne sind ein starker Zaun, der die Worte nicht hinausläßt. Er schweigt.

Wer hat es noch gesehen? Der Seidenbaumwollbaum. Das Singen seiner Blätter versteht der Wind, aber des Menschen Ohr vernimmt seine Sprache nicht.

Wer sah es noch? Ambrosi, dein Enkel. Er wird schweigen, siehe so.“ Damit schlug sich der Knabe derb auf den Mund.

„Wer sah es noch? Du, Großvater Jameh. Auch du wirst schweigen. Warum? Weil du gestraft wirst und nicht Ambrosi, der es getan.“ Der Knabe sprang hinter seinem Baum hervor und umtanzte den hilflosen und ganz zerstückelten Alten.

„Du böser Bube, du Sklave und Sklavensohn! Strafe wird dich treffen! Großvater Ansi wird seine Geister auf uns heken, und Krankheit und Tod werden uns finden.“

Er stöhnte und murmelte Gebete, fluchte dem Knaben immer von neuem und riß unzählige Male sein Tuch mit drohenden Gebärden von der Schulter und legte es ebensooft wieder um den hageren Leib.

Nach langem, langem Reisen ließ er sich endlich am Anfang der Schlucht nieder, um zu ruhen. Er öffnete seine Kürbisflasche und goß einige Tropfen Palmwein als Opfer zur Erde. Dann schrie er:

„Ansi, trink den Palmwein, den ich dir gespendet! Komm und trink den Palmwein, komm und trink ihn, trink ihn, trink ihn, o Ansi.“ Immer leiser und leiser wurde sein Gebet, zuletzt schlief der müde, verblaßte, kümmerliche Neger. Neben ihm stieg sein Enkel auf einen Palmbaum, um sich Nüsse herunterzuholen.

*

*

*

Wenige Wochen später wollten die Leute von Adamrobbe, dem Ort, in dem Jameh lebte, das Jahresfest des Schutzherren Ansi feiern.

Das ganze Dorf zog in den Wald, und lautes Freudengeschrei und der Schall der großen Fetischtrommel erfüllte die Luft. Die kleinen Trommeln klangen dazwischen wie Schellen, sie klapperten laut, und eintönig sang der Priester.

Er tanzte dem Zuge voran, bestrichen mit weißer Farbe, und ein weißes Umschlagetuch schmückte ihn. Er warf die Arme in die Luft, betete und schrie und trieb die Sklaven an, stärker die Trommel zu schlagen, daß der Zierat aus Goldblech klirrte und die bunten Zotteln flo-

gen. Über ihm schwebte der kostbare Schirm, von Sklaven getragen, das Zeichen königlicher Würde. In der Sonne glitzerten seine goldenen Franzen und leuchteten die gelben und roten Streifen wie Blumenbeete.

Nach dem Priester kamen die Frauen daher, mit Del eingerieben, und glänzend Goldblech im Wollhaar.

Sie trugen große Schüsseln mit Jams und Pfeffer auf dem Kopf, das Opfer für den Fetisch. Die Glasperlen lagen bunt auf ihrer dunkeln Haut, wie die Taupropfen, auf welche die Sonne scheint. Um ihre Knöchel und Arme schmiegt sich kupferne Schlangen.

Die Männer führten kleine Schafe am Strick oder trugen Fässer mit Palmwein, um das Fest des Herrn würdig zu feiern. Das Spiel ihrer geschmeidigen Glieder gemahnte an den schwarzen Panther, und hoch wie die Palmen, und herrlich wie sie, zogen die Hausväter und jungen Männer daher.

Glänzend und schön war der Zug, der sich einen Weg durch das Dickicht schnitt, um Großvater Ansi Ehre zu erweisen.

Unermüdtlich schrien und sangen die Männer und Frauen, wild tanzte der weiße Priester und schwannte über ihm der königliche Schirm, der die Sonne auffing und tausendfältig zurückstrahlte.

Auf schmalem Wege zogen sie durch den Busch, über Flüsse und gefällte Baumstämme, durch verworrenes Gestrüpp und durch Sümpfe.

Endlich betraten sie den heiligen Hain und bereiteten sich vor, ihr Opfer zu bringen.

Unter dem Seidenbaumwollbaum, der wie ein mächtiger Dom den Himmel zu berühren schien, lagerte sich die Menge. Laub und Moos diente ihren Füßen als Teppich.

Feierlich trat der Priester vor das Haus Ansis, des mächtigen Fetisches, um das Fest zu beginnen. In lautloser Ehrfurcht harrete die Menge seines Gebetes.

Aber kein Segen entsprang seinem Munde.

„Musupeng!“ schrie er. „Was ist das? Welcher Fluch, welcher Frevel ist das?“ Er starrte auf den Topf, er fürchte die Stirne, er verzerrte das Gesicht und rollte die Augen. Dann wandte er sich an die Schar der Anbeter, rasch überlegend, wie er ihnen den zerbrochenen Topf erkläre und das Schreckliche zu seinen Gunsten wende.

„Seht her“, rief er mit Donnerstimme, „seht her, was geschehen ist. Seht her, ihr Sklaven und Söhne von Sklaven. Ansi, unser Großvater Ansi ist entflohen. Fort ist er, fort von uns, entflohen! Warum?“ Dreimal brüllte er sein Warum über die sich duckenden, erschrockenen Zuhörer.

Der Geist kam über ihn. Er drehte sich im Kreise, warf die Arme über den Kopf, schäumte und murmelte mit weit offenem Mund unverständliche Worte.

„Der Fetisch spricht!“ hörte die bebende und vor Furcht erstarrte Menge ihn röcheln.

„Großvater Ansi redet. Er sagt, daß ihr, seine Diener und Sklaven, ihm schlecht gedient! Er sagt, daß die Zahl der Schafe, die ihr ihm geopfert, klein ist. Er sagt, daß Geiz eure Hände gebunden und Habsucht eure Herzen verhärtet hat. Großvater Ansi zürnt euch.“ Der Priester wirbelte herum, daß Haare und Umschlagetuch flogen. Wild und wilder tanzte er, seine Glieder zuckten, in seinem weißgetünchten Antlitz blitzten die Augen gleich Fackeln.

„Großvater Ansi sagt, daß er Adamrobbe verlassen hat, um zu seinem Vater nach Tutu zu ziehen. Sehet das Loch, durch welches er gefahren ist.“ Die hagere, sehnige Hand zeigte nach dem zerschlagenen Topf und dann auf die heftig gestikulierende und redende Menge. Nun ergriff der Wahnsinn des Fetisches den Priester. Er kreischte und schrie und schlug sich Brust und Stirne.

„Der Fetisch redet“, heulte er. „Großvater Ansi will euch vergeben, ihr Sklaven und Sklavensöhne, wenn ihm jeder Hausvater ein Schaf opfert. Er will zu euch zurückkommen, o ihr Häßlichen, wenn ihr ihm die jungen Schafe weiht. Wollt ihr das? Soll Großvater Ansi zurückkommen von Tutu und wieder unter dem Seidenbaumwollbaum wohnen und euch segnen? Soll er das?“ Plötzlich stand der Priester unbeweglich, einer Säule gleich. Er streckte die Arme wagrecht aus und starrte die Menge an, daß die Augen ihm aus dem Kopf traten.

Ein unbeschreibliches Geschrei antwortete ihm. Hunderte von schwarzen Armen fuhren wild in der Luft herum, und Hunderte von Händen zappelten. Der goldene Schirm schwankte, die Trommel dröhnte, und die Schellen wirbelten.

„Wir wollen, wir wollen“, brüllten sie. „Großvater Ansi, komm zurück! Ansi, komm zu deinen Kindern! Komm zu deinen Dienern, komm zu deinen Sklaven. Komm zurück, komm zurück.“

Die Schlucht widerhallte von dem furchtbaren, gellenden Geschrei, und scheu verbargen sich die Tiere des Waldes. Dann wurde es langsam still.

Man öffnete die Branntweinfässer und briet die kleinen Schafe. Der süße Wein wurde zu Ehren des Fetisches ausgetrunken, und das schmackhafte Fleisch zu seiner Ehre gegessen. —

Weit vom Priester entfernt, zusammengekauert und in Todesangst saß Großvater Jameh. Zitternd und mit bebenden Knien war er im Zuge mitgelaufen. Er erwartete ein furchtbares Strafgericht. Auch der Knabe hingte den Kopf, denn sein Gewissen biß ihn, und er glaubte den Augenblick gekommen, an dem die Allwissenheit des Fetisches sein Verbrechen an den Tag bringen würde.

Als nun der Priester der Menge die Worte Ansis mitteilte und die Fetisch-Berehrer in fanatisches und jubelndes Toben ausbrachen und gläubig dankbar die Schafe versprachen, da glitt ein verschmitztes Lächeln über sein Schalks Gesicht. Er zupfte den Alten am Umschlagetuch, blinzelte zu ihm hinauf und sagte leise:

„Wir werden kein Schaf opfern, Großvater Jameh, denn wir beide wissen, daß Großvater Anji gelogen hat!“ — Lisa Wenger.



Vom siegreichen Optimismus.

Von Joseph Aug. Bur.



Der alte Feuchtersleben — Hut auf die Erde! — hat für das schwache Herz manches Seelentränklein bereit gehabt. Eine kleine Geistesstärkung, ein Heilsprüchlein. Eins vergesse ich mein Lebtag nimmer, das Gleichnis von den Brillen. Die Welt ist grau und braun, gesehen durch graue und braune Brillen. Und rosig, durch rosige Brillen. Es liegt ganz bei uns, wie die Welt aussehen soll. Und wenn wir zu wählen haben, so ist es für das Gemüt und für das Tun und Denken doch erspriesslicher, wenn wir die rosigen Brillen wählen. Es lebt sich besser, wenn der Himmel voller Bassgeigen hängt. Herrgott, ja! Er hängt voll Bassgeigen, weil es die liebe Seele so will. Und die liebe Seele hat Sonnenschein an einem Regentag und lacht über die roten Nasen im Winter und läßt Trübsal nicht aufkommen. Ein schweres Stück! Aber es geht, wenn man will, und schließlich kriegt man Übung darin. Mir hat's geholfen in kopfhängerischen Tagen, in den Tagen der Melancholie, die mit der Jugend kamen und gingen. Dahin! Dahin, wie alle Kinderkrankheiten. Und Melancholie ist häufig nur eine Kinderkrankheit.

Man hat es bis zu einem gewissen Grade in der Macht, der Seele eine optimistische Verfassung vorzuschreiben. Damit ist durchaus nicht gemeint, daß wir alles Ernste und Wichtige im Leben auf die leichte Achsel nehmen, die großen Fragen, die uns betreffen, oberflächlich abtun sollen. Nein, ein seichtes Wasser wird leicht zur Pfütze. Nur in den tiefen Brunnen spiegeln sich am Mittag die ewigen Sterne, und der blaue Himmel mit seinen wandernden Wolken badet am liebsten im grundlosen See. Aber die bloße Tatsache, daß ein freudiger Mensch ein siegreicher Mensch ist, soll uns für den Optimismus geneigt machen. Nicht, daß wir dadurch die Lösung praktischer Probleme, wie etwa der sozialen Frage